

Die religiös-soziale Bewegung und die heutige Lage

Autor(en): **Trautvetter, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **40 (1946)**

Heft 2

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-138799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die religiös-soziale Bewegung und die heutige Lage *

Liebe Freunde! Wir sind uns alle des Ernstes unserer gegenwärtigen Lage bewußt. Dieser Ernst verlangt Selbstprüfung. Wie steht es mit uns? Wir reden von einer religiös-sozialen *Bewegung*. Aber vielleicht löst gerade dieser Ausdruck schmerzliche oder kleinmütige Gefühle in uns aus. Es heißt ja noch wenig genug verlangen, wenn man an eine „Bewegung“ den Anspruch stellt, daß sie rein organisatorisch irgendwie gestaltet sei, daß sie ihre Mitgliedschaft, ihre Veranstaltungen, ihre Organe und ihre ausführenden Verantwortlichen habe. Das ist ja alles erst das Äußere. Wesentlicher an einer Bewegung ist doch wohl, daß sie sich bewegt; nicht nur, daß sie Werkzeuge hat, sondern daß sie wirkt; nicht nur, daß sie Organe hat, sondern daß sie lebt; nicht nur, daß sie Waffen hat, sondern daß sie kämpft.

Nun — wir *haben* etwas von der Organisation. Wir haben Mitgliederlisten, wir haben Beiträge, wir haben Veranstaltungen und Organe. Was uns aber bedrücken mag, ist die verhältnismäßige Kleinheit unseres Kreises. Große Zahlen und Massen haben etwas Hinreißendes, kleine Versammlungen etwas Lähmendes. Wir wollen uns alle diese Dinge klar machen und nicht durch den tönenden Namen „Bewegung“ uns selbst und andern etwas vorspiegeln. Allerdings wollen wir ebenso fest die andere Wahrheit festhalten: daß in einer kleinen Schar eine große Kraft liegen kann, nämlich dann, wenn sie einer großen Sache dient. Eine Bewegung, die einen Mann wie Ragaz in ihrer Mitte hatte, braucht von sich nicht klein zu denken; aber sie darf dabei keinen Augenblick vergessen, daß das Wesentliche und Kraftvolle an Ragaz in seiner Hingabe an die Sache lag. *Er* war allerdings lebendig: er glühte, glaubte, kämpfte, lauschte, drängte vorwärts; er war so lebendig, daß er ganz allein eine Bewegung genannt werden konnte. Aber um so ernster ist jetzt, nach seinem Hingang, die Frage nach *unserer* Bewegtheit. Es wird aber auch hier auf nichts anderes ankommen als auf unsere Hingabe an die Sache. Dann werden wir bewegt sein; denn diese Sache ist eine lebendige Sache. Sie wird uns nicht erstarren lassen, auch nicht in bloßer Wiederholung Ragazischer Worte. Wir werden dann *unseren* Tag leben, das hören, was *uns* gesagt wird, die Not *unserer* Zeit fühlen und aus ihr heraus den gläubigen Blick erheben zu den Höhen, von denen uns Hilfe kommt.

Aber wir stehen nicht allein. Die Kräfte derer, die vor uns den Kampf gekämpft haben, sind nicht fern von uns. Und wir dürfen auch *um* uns, auf die weite Welt schauen. Diese Sache, der wir dienen

* Vortrag gehalten an der Jahresversammlung der religiös-sozialen Vereinigung am 20. Januar in Zürich.

möchten, ist *da* in der Welt; es ist ein Erwachen dafür vorhanden: ihre Stunde ist gekommen, die Zeit ist reif dafür. Wenn wir es in unfrem Land nicht fühlen — anderswo wird es gesehen. Die Schweiz ist nicht alles. Es gibt Völker, in denen eine ungleich größere Empfänglichkeit für den religiös-sozialen Gedanken vorhanden ist, die viel stärker aufgewacht, viel erschütterter sind. Wir denken vor allem an die angelfächsischen Länder. In England z. B. ist der religiöse Sozialismus unter den führenden Köpfen der Kirche stark und repräsentativ vertreten. Dabei darf man nicht vergessen, wieviel mehr in England die Kirche für das Leben des Volkes bedeutet als bei uns, und zwar ja gerade deshalb, weil die religiös-soziale Grundtendenz in ihr immer latent vorhanden war. Daß ein Mann wie der kürzlich verstorbene Erzbischof Temple, der in so eindeutiger Weise die religiös-sozialen Gedanken verfocht, an die Spitze der anglikanischen Kirche gestellt wurde, ist durchaus nicht zufällig.

In Amerika sind es Staatsmänner — und zwar führende! —, die sich von den Gesichtspunkten und Ueberzeugungen leiten lassen, die wir vertreten. Wir nennen nur den einen: Henri Wallace, den früheren Vizepräsidenten und jetzigen Handelsminister der Vereinigten Staaten. In seinem Buch „Politik und Religion“ („Statesmanship and Religion“) steht der Satz: „Das ist es, was ich als die Aufgabe einer Regierung ansehe: einen sozialen Organismus zu entwickeln, der den Inhalt der sozialen Botschaft der alten Propheten und der Bergpredigt verwirklicht. Diese großen Visionen sind heute in einem erstaunlichen Grade aktuell, wenn wir nur mit Augen, die weder von Vorurteilen noch von egoistischer Gier verdunkelt sind, um uns schauen.“ Und Wallace steht nicht allein. Roosevelt stand diesen Gedanken wahrhaftig nicht fern. Das geht aus seinen Reden und aus seiner ganzen Haltung deutlich genug hervor. Und auch das Christentum Trumans hat durchaus diese Farbe. Es handelt sich ja nicht um Einzelheiten politischen Denkens und politischer Entscheidung, sondern um jene religiös-soziale Grundposition, daß die Verbindung zwischen Glauben und politischem Handeln allen Ernstes gezogen wird. Das ist bei diesen angelfächsischen Staatsmännern — im auffälligen Unterschied zum europäisch-kontinentalen Politikertypus — der Fall; sie können bei ihren politischen Entscheidungen ihren religiösen Glauben nicht außer acht lassen, und wenn sie vor Gott stehen, entschwindet die politische Aufgabe nicht aus ihrem Bewußtsein. Darum ist dann ihre Politik nicht gottverlassen, und ihr religiöser Glaube schwebt nicht in den Wolken und versinkt nicht im individualistischen Gefühlsleben. Die europäische Christlichkeit und Theologie hat zwar immer wieder die Neigung, bei den Angelfachsen von mangelnder Tiefe in diesen Dingen zu reden. Aber wenn auch etwas an diesem Vorwurf sein sollte, so haben wir doch den Eindruck, daß die europäisch-kontinentale Theologie und Christlichkeit zuallererst Grund hätte, Ueberlegungen darüber anzustellen, warum

sie mit ihrer „Tiefe“ in ein derartiges Grauen hineingekommen ist, in ein Grauen, aus dem uns nun doch hauptsächlich die Angelfachsen herausgerettet haben. Es ist ja nicht das erste Mal, daß jene „religiös-soziale“ * Grundposition, die letzten Endes von Calvin her stammt, in der angelfächsischen und von da her in der Weltgeschichte wirksam geworden ist. Im Puritanismus, bei den „Pilgervätern“ von Nordamerika, im Quäkertum (William Penn) hat sie sich als geschichtlich-schöpferische Macht in großartiger Weise erwiesen. Denken wir daran, wie sie die Idee der Freiheit und der Demokratie getragen und die Menschenrechte verfochten hat, und zwar — und das ist ja der Grundgedanke — von *Gott* her verfochten hat.

Ich möchte diese Dinge nur andeuten, über die ja unter uns schon oft und ausführlich und mit großer Kraft des Schauens und Glaubens geredet wurde und immer wieder geredet werden soll. Wir sollen uns diese Dinge stets vor Augen halten, nicht nur damit wir in der Kraft unserer Ueberzeugung gestärkt, sondern dadurch auch ausgeweitet werden. Wir wollen wahrhaftig kein unreales Selbstbewußtsein pflegen. Das wäre der Fall, wenn wir von dem leben wollten, was in andern lebendig war. Leben kann man von der Vergangenheit sicherlich nicht, auch nicht von der glorreichsten. Aber man soll auch nicht untreu sein. Ich darf ja wohl wieder an Leonhard Ragaz erinnern — jeder meiner Zuhörer wird begreifen, daß jetzt seine Gestalt immer wieder vor uns steht und seine Worte in uns nachklingen bei so vielem, was wir verhandeln und tun — daran möchte ich erinnern, wie in ihm die Geschichte lebendig war. Er war einer, der wahrhaftig ganz in der Gegenwart stand. Er benützte die Geschichte nicht, um vor der Gegenwart zu fliehen. Er brauchte den Kult großer geistiger Ahnen nicht, um damit die Pflege der Mittelmäßigkeit in der eigenen Zeit zu kompensieren. Und doch — trotzdem er die Geschichte in jenem Sinne nicht nötig hatte — besaß er ein stärkstes Verhältnis zu ihr. Davon zeugt noch sein letztes, hinreißendes Buch: „Die Geschichte der Sache Christi“. Dieses Verhältnis zur Geschichte hängt mit dem Tiefsten zusammen, mit dem Glauben an den lebendigen Gott, dessen Lebendigkeit eben darin besteht, daß er nicht ein ruhender ewiger Begriff ist, sondern durch die Geschichte schreitet. Nur von da her wird die Geschichte bedeutsam. Sonst ist sie höchstens interessant, und interessant ist schließlich noch vieles. Aber bedeutsam wird die Geschichte, wenn wir die ewigen Ziele in ihr aufleuchten sehen, wenn wir nicht nur Schlachten sich in ihr abspielen sehen, sondern Gotteskämpfe. Dann ist das Vergangene auch gar nicht vergangen, dann

* Wir brauchen nun einmal diesen Ausdruck und stehen zu dieser Bezeichnung trotz alles Ungenügenden darin, und geben ihr aber zugleich die Weltweite, die sie über unsere bloß schweizerische Bewegung und Vertretung der Sache hinausgreifen läßt.

liegt kein Staub mehr darauf, dann wird es lebendig und verbindet sich mit dem lebendigen Ringen der Gegenwart. Dann leuchtet in allem Geschehen das große Ziel auf, das Kommen des Reiches Gottes, als der Sinn der Geschichte.

Wir kehren zur Gegenwart zurück. Es mag ja sein, daß die Geschichte nicht jedermanns Sache ist. Es ist uns ganz klar, auch wenn wir solche geistigen Hilfsmittel anbieten, um unsere Sache in uns zu klären und zu stärken, so wissen wir doch, daß sie auch von dem in ihrer ganzen Tiefe verstanden und ergriffen werden kann, der weder die geschichtlichen noch die philosophischen Wege und Umwege abgeschritten hat, die uns und andere der Sache näherbrachten.

Wir möchten noch einmal den Blick auf die Welt werfen und fragen, ob die Sache, der wir dienen möchten, nicht auch anderswo lebendig ist. Wir haben von den angelfächsischen Ländern geredet, deren Haltung immerhin in ihrer Bedeutsamkeit erkannt werden dürfte, wenn wir bedenken, was für ein großer Teil der Welt das ist. Aber wir glauben, daß auch in andern Teilen der Welt das Suchen und Fragen in der religiös-sozialen Richtung sehr mächtig und lebendig ist. Wir könnten von der *slawischen Welt* reden. Von der Tschechoslowakei wissen wir, daß dort eine tiefe und lebendige religiös-soziale Bewegung vorhanden war — das war vor der Hitler-Katastrophe; aber es ist kein Grund, anzunehmen, daß sie nicht mehr lebe, im Gegenteil! Auch diese Bewegung ist aus einer großen Geschichte — der der Hussiten — aufgestiegen, und auch sie hat eine Verkörperung gefunden in der Gestalt eines führenden Staatsmannes: Masaryk, der ja auch in seiner Art nach jener wesentlichen Einheit von religiöser Ueberzeugung und politischem Handeln strebte. Und das ist — ich wiederhole es — das große Kennzeichen religiös-sozialer Denkweise, dieses Wissen darum, daß die Sache Gottes keine Kirche, keine Religion, sondern eine von Gott her gestaltete Welt ist, daß also die Politik wesensmäßig in ihren Gesichtskreis fallen muß.

Wir schauen auch auf *Rußland*. Wir schauen gläubig auf Rußland. Allerdings haben wir noch ein solch tiefes Entsetzen in uns gegenüber allem, was Diktatur, Zertretung des Individuums, Vernichtung der Menschenrechte, Antastung der Freiheit, Knebelung des Geistes, staatlich gelenktes Denken heißt, daß wir nur mit Traurigkeit daran denken können, daß diese Dinge das Antlitz Rußlands noch entstellen. Aber wir glauben, daß die große Tiefe und Menschlichkeit gerade des russischen Wesens wieder ihren Tag haben wird, und dann — ich weiß, daß das einstweilen bloß eine Aussage hoffenden und bittenden Glaubens ist —, dann wird es in der Richtung gehen (ich sage das Schönste), daß das *Volk* zum *Leibe Christi* wird, daß der Geist Christi Volksgestalt annimmt, Fleisch wird in der Liebe und Bruderschaft.

Das sind nicht Gedanken, die wir willkürlich in das russische Wesen

hineinlegen. Lassen Sie mich etwas aus der Puschkin-Rede zitieren — ich greife immer wieder zu ihr —, aus der Rede, die Dostojewski im Jahre 1880 auf Puschkin hielt, und die bezeichnenderweise eine ungeheure Begeisterung ausgelöst hat. Da sagt er, dort, wo die Rede ihren Höhepunkt erreicht hat: „Ja, die Bestimmung des russischen Menschen ist unstreitig eine universale. Ein echter, ganzer Russe werden heißt vielleicht nur (d. h. letzten Endes — vergessen Sie das nicht) ein Bruder aller Menschen werden, ein Allmensch, wenn Sie wollen. . . . Unsere Bestimmung ist die Verkörperung der Einheitsidee auf Erden, und zwar nicht einer durch das Schwert errungenen, sondern durch die Macht der brüderlichen Liebe und unseres brüderlichen Strebens zur Wiedervereinigung der Menschen. Ein echter Russe sein bedeutet nichts anderes als sich bemühen, die europäischen Widersprüche in sich endgültig veröhnen, der europäischen Sehnsucht in der russischen allmenschlichen und allvereinenden Seele den Ausweg zeigen, in dieser Seele sie alle in brüderlicher Liebe aufnehmen *und so vielleicht das letzte Wort der großen allgemeinen Harmonie, des brüderlichen Einvernehmens aller Völker nach dem evangelischen Gesetz Christi aussprechen*. Ich weiß, ich weiß, daß meine Worte in der Begeisterung gesprochen, wie sie sind, übertrieben und phantastisch erscheinen können. Nun wohl, mögen sie es sein; aber ich bereue nicht, sie ausgesprochen zu haben.“* Und Dostojewski fährt fort, dabei an Puschkin erinnernd — wir aber denken vielleicht in dieser Stunde an einen andern —: „Diese Worte mußten einmal ausgesprochen werden, und zwar gerade jetzt, wo wir unsern großen genialen Toten ehren, der gerade diesen Gedanken in seiner ganzen schöpferischen Kraft verkörperte.“ Und es mag uns ein großer Trost sein, wenn wir gerade noch die sich anschließenden Sätze zitieren. Dostojewski fährt fort: „Am meisten wird man freilich daran Anstoß nehmen, daß dieser Gedanke allzu selbstbewußt scheinen könnte. Was, uns, unserm bettelarmen, unkultivierten Lande, siele eine solche Aufgabe zu — uns wäre bestimmt, der ganzen Welt ein neues Wort zu sagen! Ja, rede ich denn von ökonomischen Erfolgen, von Erfolgen des Schwertes oder der Wissenschaft? Ich rede doch nur von der Brüderlichkeit der Menschen und davon, daß zur universalen brüderlichen Einigung das *russische Volk* vielleicht am meisten von allen andern veranlagt und bestimmt ist. Mag unser Land arm sein, aber dieses arme Land durchwandert Christus in Bettlergestalt. Ja, warum sollten wir nicht, trotz unserer Armut, *sein letztes Wort* in uns tragen können? Hat nicht auch er in der Krippe eines Stalles geruht?“

* Es wird nicht ganz leicht sein, dem Schöpfer der „Brüder Karamasoff“, des „Raskolnikow“, des „Idiot“ und der „Dämonen“ die Einsicht in die Tiefe der menschlichen Sündhaftigkeit abzusprechen. Es gibt offenbar einen Glauben, der mit Optimismus nichts zu tun hat, und eine Preisgabe der großen Hoffnungen, die nicht aus der Tiefe christlicher Einsichten stammt.

Um das, was Dostojewski als „das letzte Wort“, *sein*, d. h. Christi letztes Wort bezeichnet — um das Wort vom Reich handelt es sich. Das ist die Sache, der wir dienen möchten.

Und *Deutschland*? Man hat in letzter Zeit oft den Heine'schen Vers zitieren hören:

„Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
so bin ich um den Schlaf gebracht.“

Dieser Vers spricht das aus, was viele schon lange, vielleicht schon seit Jahrzehnten, mit diesem Volke erlebten, besonders wenn sie es liebten. Aber nun sagen wir, daß wir auch an Deutschland glauben — *Deutschland*, über das Deutschland, das eben jenes letzte Wort vernehmen. Was ist die große geschichtliche Tatsache unserer Zeit, mit der keine andere Tatsache zu vergleichen ist? *Das Gericht über Deutschland*, über das Deutschland, das eben jenes letzte Wort verwarf, es verwarf in seinem Staat, in seiner Kirche, in seiner Wissenschaft, in seiner Kultur. Man verwirft die Wahrheit, wenn man einwirft, daß auch die andern Völker der Wahrheit des Gottesreiches nicht gehorsam waren. Allerdings waren sie ihr nicht gehorsam; aber verworfen und verhöhnt hat sie Deutschland, bewußt verworfen, wissenschaftlich verworfen, philosophisch und vor allem — das liegt in der Natur der Sache — theologisch.* Und aus dieser theoretischen Verwerfung brach dann die ganze furchtbare praktische Verwerfung hervor. Die Ideologie gebiert die Tat. Die Ideologie hatte dem deutschen Menschen das gute Gewissen gemacht. Die Idee des die Völker umfassenden Gottesreiches war zertreten, und nun konnte man daran gehen, die Völker selbst niederzutreten. Die Idee der Humanität war philosophisch und theologisch erledigt, und nun konnte man daran gehen, ohne seelische Hemmungen den Menschen selbst zu erledigen.

Darüber ist das Gericht ergangen: ein Gericht, wie es kaum je über ein Volk erging. Wir erleben die Vollstreckung des gefällten Urteils. Wir müssen uns mühen, die Bedeutung dieses Ereignisses zu ahnen und nicht mit unzulänglichen Begriffen die Sache fassen zu wollen. Es handelt sich wahrhaftig um etwas anderes als um einen verlorenen Krieg. Mit den üblichen Kategorien der Geschichtsschreibung kommen wir hier nicht aus. Auch nicht nur der Militarismus ist im Gericht, sondern die ganze Geistigkeit des deutschen Volkes, das Christentum inbegriffen, ja es vor allem andern.

Aber — um dieses Gerichtes willen glauben wir an Deutschland. Wir glauben mindestens das eine: daß dieses Gericht, wenn die Deut-

* Daß diese Art Theologie auch über die deutschen Grenzen hinausgegangen und auch anderswo gepflegt worden ist und einen unheimlichen Anklang gefunden hat, das darf allerdings gerechterweise nicht verschwiegen und nicht vergessen werden.

schen es annehmen (das allerdings ist entscheidend!), den Weg freigebracht hat für jenes „letzte Wort“: das Wort vom Reich. Wir sagen noch einmal: *Nur* um des Gerichtes willen glauben wir an Deutschland. Es werden satanische Versuche gemacht werden, dem deutschen Volk über das Gericht hinwegzuhelfen. Man soll ihm wahrhaftig helfen; aber wer es ihm ersparen will, vor den Trümmern seiner Ideologien und Götzen zu stehen, der beraubt es jeder Hoffnung. „Dann kehrt das Chaos wieder.“

Aber wir können die Hoffnung nicht aufgeben. Wir können schließlich nicht vergessen, daß ungefähr zur gleichen Zeit, als Dostojewski in der Puschkin-Rede jenes „letzte Wort“ aussprach, es mit großer Vollmacht von einem Deutschen, von Christoph Blumhardt, ausgesprochen worden ist. Um dieses einen Deutschen willen dürfen wir die Hoffnung für das ganze Volk nicht aufgeben — um dieses einen willen, der unter allen, die je das letzte große Christus-Wort aussprachen, es mit besonderer Konzentration und mit besonderer Demut ausgesprochen hat.

Oder glauben wir, daß in Deutschland der Tag der Kirchen wieder kommen werde, der Tag eines Kirchentums, das nichts vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit für die Erde weiß, sondern eine privatisierte Religiosität betreibt? Oder glauben wir, daß die Seele des deutschen Volkes sich in irgendeine Mystik flüchten werde, die keine Beziehung zu den — für die Deutschen einstweilen so harten — Realitäten des Lebens hat? Glauben wir nicht, daß gerade darum, weil sie das „Dritte Reich“ erlebt und als Reich des Satans erfahren haben, sie sich nun austrecken nach dem wahren Reich? Wir meinen nicht, daß nicht auch weiterhin ungeheure Lügen und Verführungen möglich sind. Wir machen uns keine Illusionen darüber, daß nicht die alten Mächte wieder aufstehen werden, daß nicht die alten „Hirten“, die es mit den Wölfen hielten, wieder verflucht werden, die Herde in ihre Gewalt zu bekommen. Und vor allem glauben wir nicht, daß der neue Weg, der Weg des Heils, von selbst gefunden werde. Das „letzte Wort“, das für Deutschland ein so neues Wort ist, wird klar und zündend gesprochen werden müssen. Es werden Menschen da sein müssen, die das Banner aufheben, in die Höhe halten und es tragen. Auch wir, die schweizerische religiös-soziale Bewegung, bekommen hier eine Aufgabe — keine schulmeisterliche Aufgabe meine ich: wir haben den andern nicht zu zünden; aber wir haben selber zu leuchten, in möglichster Reinheit, dann werden Licht und Wärme zu den andern von uns ausgehen.

Wir müßten bei unserm Blick in die weite Welt auch von *Asien* reden. Die Welt ist ja kleiner und trotz allem einheitlicher geworden, als sie früher war. Daß Asien jenes letzte Wort nicht fremd ist, daß es „nicht fern ist vom Reiche Gottes“, dafür ist die Gestalt Gandhis doch ein großes und lichtiges Symbol. Aber nicht nur Indien, sondern

auch China! Glauben wir, daß dort eine christliche Mission Aussicht auf wirkliche Siege habe, wenn sie nicht von der Wahrheit des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit getrieben wird? Ich glaube nicht, daß diese Völker für eine bloße „Religion“ und Dogmatik der Weißen empfänglich sind. Wohl aber werden sie aufhorchen, wenn ihnen eine Botschaft gebracht wird, die alle Erniedrigung in realer Weise aufhebt. Für Japan aber gilt das über Deutschland Gesagte: Hier liegt die Hoffnung in dem Gericht, das über einen ideologisch und praktisch ausgeübten Glauben an ein götzenhaftes Reich gekommen ist.

Und zuletzt, aber wahrhaftig nicht als auf das letzte, weisen wir auf das Volk hin, das als erstes die Berufung zum Reiche Gottes vernommen hat: auf *Israel*. Wir glauben, daß dieses Volk immer noch eine besondere Berufung hat, diesen Glauben zu tragen — auch dann, wenn es weiterhin unter den Völkern zerstreut leben und da seine Aufgabe erfüllen müßte. Darum hat ja Leonhard Ragaz auch ganz besonders gerungen.

Wir haben mit alledem nur zeigen wollen, wie groß und zeitgemäß diese Sache ist. Ein sehr schwaches Wort: zeitgemäß; ein oberflächliches Wort, das den Eindruck erweckt, als handle es sich um etwas, das den Menschen gerade jetzt paßt und Mode ist. Nein, nicht weil es den Menschen paßt, ist es zeitgemäß, sondern weil es die Forderung *Gottes* an unsere Zeit ist, weil die Zeit reif, weil sie dafür „erfüllt“ ist. Die Zeit der Kirchen als bloßer Religionsanstalten ist vorbei. Gott will nicht mehr „in Tempeln von Menschenhänden gemacht“ wohnen. Wenn die Welt von Unrecht und Entsetzen, von den Tränen Gequälter und vom Blut Ermordeter verwüstet ist, dann kann es nur *eine* Art von Gottesdienst geben, und nur seelische Stumpfheit kann fragen, was für ein Gottesdienst das sei. Wo immer die Menschen sich um Gott und seine Wahrheit versammeln, da werden sie jenes Eine ins Auge zu fassen haben. Das werden sich die Kirchen merken müssen. Es gibt hier kein Ausweichen. Jene Sache muß da sein; sie muß real gegenwärtig sein in all ihrem Reden und Tun. Sicher soll diese Sache nicht in Schlagwörtern erstarren; aber wenn der Augenblick dazu da ist, dann hat das Bekenntnis zu erfolgen. Wenn die Kirche das Wort vom Reich und seiner Gerechtigkeit nicht hat, dann „wird auch das von ihr genommen, was sie hat“. Es wird ihr dann nichts helfen, wenn sie auf ihre sonstige Brauchbarkeit hinweist, wenn sie ihre erzieherische Aufgabe, ihre Seelforge, ihre Tröstungen geltend macht. Diese Oasen, die sie in der Wüste des Lebens zu pflegen sich bemüht, werden bald genug von dem Sande bedeckt werden, der von jener großen Wüste her darüber geweht wird, und dann werden auch die letzten frommen Palmen verdorren.

Und noch einmal sei betont, daß der Ernst dieser Sache nicht nur auf ihrer allgemeinen Wahrheit, sondern vor allem auf ihrer Dringlichkeit beruht. Kann es denn nach zwei Weltkriegen jemand für

fromm halten, noch mit der Geduld Gottes zu rechnen? Ich glaube, daß wir nur noch mit der Ungeduld Gottes rechnen dürfen. Wohl gibt es eine tröstliche Verheißung: „Solang die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Wohl steht als Zeichen der Veröhnung der farbige Bogen in den Wolken. Aber wenn wir glauben, daß wir mit keiner Sintflut mehr zu rechnen haben, dann mögen wir uns doch in bezug auf die Atombombe nicht in Sicherheit wiegen! All das, was in dieser Zeit geschah, ist von derart apokalyptischer Ungeheuerlichkeit, daß wir es niemals in die Kette der üblichen geschichtlichen Katastrophen und Greuel einreihen dürfen. Das Geschehene ist ja nicht nur in quantitativer Hinsicht ungeheurer als alles, was schon über diese Erde ging. Dieser Ausbruch der Hölle weist auf das Nahesein einer großen Entscheidungszeit hin. Darum haben wir zu wachen und zu wecken. Das ist die Aufgabe unserer Bewegung.

Die Formulierung, die wir unserm Thema ursprünglich gegeben hatten: „Gottesreich und Weltlage“, unterscheidet sich in bezeichnender Weise von einer Formulierung, wie sie einer theologisch-philosophischen Denkweise liegen würde. Da würde das Thema viel eher lauten: „Gott und Welt“; das heißt man würde über zeitlose, allgemeine, starre Begriffe reden und darüber allgemeine Sätze aufzustellen versuchen. Im Gegensatz dazu haben die Begriffe „Gottesreich“ und „Weltlage“ etwas Lebendiges, Bewegtes, Aktuelles — aber vielleicht auch etwas Dunkles und Unheimliches. In der Tat — um zu diesen Dingen einen Zugang zu finden, muß man wach sein und ein lebendiges Herz haben. So etwas wie „Weltlage“ kann man unmöglich mit dem Verstande allein erfassen. Das ist eine Sache des innern Mitgehens, des Miterlebens, Miterleidens. Das ist das Einzigartige und Großartige gewesen an jener „Weltlage“, die — sehr bezeichnenderweise! — eine beständige Rubrik der „Neuen Wege“ war, so wie Ragaz sie schrieb: Das war alles mit einem heißen, mitleidenden, hoffenden, zürnenden, glaubenden Herzen geschrieben.

Der Philosoph oder Theologe mag wohl sehr klar über die „Welt“ schreiben mit seinen fertigen Begriffen. Vielleicht hat er einen pessimistischen Weltbegriff. Da paßt dann alles hinein. Da gibt es gar nichts zu leiden und nichts zu zürnen. Im Gegenteil: alles Furchtbare, das geschieht, ist ein dem theoretisierenden Verstande nicht unwillkommener Beweis für die Richtigkeit des aufgestellten Weltbegriffs. Es ist ein sozusagen vergnügter Pessimismus, der da entspringt; denn hier wird ja nicht mit dem Leben gerungen, es wird nicht gehofft und gelitten und wieder gehofft, sondern es wird eingeteilt, registriert und konstruiert mit befriedigtem Verstand und unbeteiligtem Herzen. Wir wollen diesen Menschen nicht unrecht tun. Auch sie können sehr beunruhigt und erschüttert sein. Aber zwischen ihrer menschlichen Beunruhigung und Erschütterung und ihrer Theologie oder Philo-

sophie besteht keine Beziehung. Ihre Theologie wird es an sich haben, daß sie die Erschütterung beschwichtigt. Das gilt nicht etwa nur von der Theologie und Philosophie der Theologen und Philosophen, sondern auch von den — vielleicht weniger durchdachten, aber nicht weniger starren und toten — Gedankenystemen der sogenannten Laien, des christlichen Volkes. Wir kennen alle diese Frommen, die alles und jedes sofort einreihen können, die für alles eine erklärende Theorie bereit haben, vielleicht in der Gestalt eines Bibelspruches oder Katechismusatzes, auf Grund dessen sich jedes Erschütterte erübrigt. Die fromme Teilnahmslosigkeit gegenüber den Weltereignissen, gegenüber Recht und Unrecht ist eine bekannte und typische Erscheinung. Wenn diese Menschen *natürliche* Menschen wären, dann wären sie durchaus nicht teilnahmslos. Aber sie haben so viel geistlichen Reichtum in sich aufgenommen und haben darob alle Natürlichkeit oder, wie Christus es nennt, Kindlichkeit verloren. Nicht Gesichtspunkte und Standpunkte, nicht „elementare theologische Grundbegriffe“ sollen unsere erste Sorge sein — die werden sich dann schon einstellen mit ihrem relativen Nutzen und ihrer absoluten Gefahr, der Gefahr des Erstarrens —, sondern die erste Sorge ist die, daß wir lebendige Menschen sind. Man fühlt förmlich die theologischen Pistolen, die einem auf die Brust gesetzt werden, um einem irgendein Minimum theologischer Begriffe, ein wenn auch noch so knappes religiös-soziales Credo, abzuzwingen. Gerade das reizt einen, es weltlich, menschlich, kindlich zu sagen und den theologischen Begriffen und dem frommen Jargon aus dem Wege zu gehen. „Man muß das Herz auf dem rechten Fleck haben“ — laßt es uns einmal so sagen: das Herz auf dem rechten Fleck haben — weiter nichts! „Selig sind die geistlich Armen.“ — „Ich danke dir, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen geoffenbart hast.“ — „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich der Himmel kommen.“ Das ist es, was wir suchen. Es bedeutet für uns alle eine Revolution. Wir haben es so wenig wie die andern. Aber wir suchen dieser Umkehr den Weg zu bereiten, indem wir das als Gefahr aufzeigen, was bislang so bewundert da stand. Immer standen diese theologischen Wächter vor den Pforten des Paradieses mit den Flammenschwertern ihrer Katechismen und Theologien. „Wehe euch, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen; denn ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hineingehen.“

Was ist unsere Sache? Das Wesentliche daran ist das Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit. Wenn das echt ist, dann wird alles andere sich daraus ergeben. Es wird sich die Arbeit ergeben und der Kampf — aber auch das Letzte und Größte: die Begegnung mit Gott und mit Christus, der Glaube und die Zuversicht, das Bewußtsein des Getragenseins, das Ahnen der Nähe Gottes und die Gewißheit des Sieges seines Reiches.

Paul Trautvetter.